

Brigitte
Glaser

SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

List

Kaiserstuhl

Roman



Die Autorin



Brigitte Glaser lebt seit über 30 Jahren in Köln. Bevor sie zum Schreiben kam, hat die studierte Sozialpädagogin in der Jugendarbeit und im Medienbereich gearbeitet. Heute schreibt sie Bücher für Jugendliche und Krimis für Erwachsene, u. a. ihre erfolgreiche Krimiserie um die Köchin Katharina Schweitzer. Mit *Bühlerhöhe* gelang ihr der Durchbruch.

Das Buch

Henny Köpfer ist Weinhändlerin mit Leib und Seele. In den Fünfzigerjahren hat sie das berühmte Geschäft ihres Vaters wieder aufgebaut. Und schon als Kind ist sie mit ihm durch die Weinregionen Deutschlands und Frankreichs gereist. 1962 schließlich beschert ihr das Wirtschaftswunder gute Geschäfte, der Verkauf von französischem Wein läuft hervorragend, und Henny weitet ihr Sortiment aus. Nur ein Champagner-Haus meidet sie: das Haus Vossinger in Épernay. Mitten im Krieg war sie das letzte Mal dort gewesen. Ein Besuch mit desaströsen Folgen.

Kaiserstuhl erzählt von der heilenden Erfahrung, sich der Vergangenheit zu

stellen und zu vergeben – und von den Anfängen des europäischen Traums.

Brigitte Glaser

Kaiserstuhl

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

List ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

© 2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: BÜRO JORGE SCHMIDT, München

Umschlagabbildungen: Montage aus drei Bildern von

akg-images / Bernhard Wübbel (Frau mit Auto);

picture alliance / blickwinkel / A. Laule (Landschaft)

und ullstein bild / Müller-Stauffenberg (Himmel)

Autorenfoto: © MEYER ORIGINALS

E-Book-Konvertierung powered by Papyrus

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2741-9

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der

Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für Lynn und Nora

»Wahr ist, was uns verbindet.«

CARL JASPERS

Teil 1

Bonn
September 1962

Schlossberg

Freiburg

Ihr Vater erzählte gern, dass sie beim Knall eines Champagnerkorkens das Licht der Welt erblickte, was ihm als Weinhändler ein gutes Omen schien, obwohl er doch vor lauter Aufregung den Korken viel zu früh köpfte. Als ihm die Hebamme beim ersten Schluck Dom Pérignon den kleinen Schreihals präsentierte, schwante ihm allerdings, dass er für diesen Winzling den falschen Namen ausgesucht hatte. Denn kaum auf Erden gab die Kleine durch die Art, wie sie mit den Ärmchen ruderte, an der Flasche nuckelte oder ihren Protest in die Welt hinausposaunte, zu verstehen, dass in ihr mehr als ein Leben steckte. Und für so eine passte der Name Henriette nicht. Zu steif, und mit drei Silben viel zu lang. So eine brauchte einen kurzen, energischen Vornamen. Henriette Köpfer stand in ihrem Ausweis, aber schon immer wurde sie Henny gerufen.

Bereits am Morgen hatte Henny wie so oft an den Vater denken müssen und nach langer Zeit wieder einmal an ihre erste gemeinsame Reise in die Champagne. Wenn sie sich umblickte, wusste sie, warum. Das warme goldene Spätsommerlicht erinnerte an die riesigen Weizenfelder, die sie auf der Fahrt nach Reims passiert hatten. Im Sommer 1938 war das, kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag. Es gab ein Foto von ihr vor dem prächtigen Brunnen der *Fontaine Subé*. Die Haare frisch gekürzt, ein Bein

in der Luft, ein Glas Champagner in der Hand. Sie trug das hellblaue Sommerkleid mit den weißen Punkten und strahlte in die Kamera.

Sie wischte die Erinnerungen fort und ging weiter. Ein leichter Wind strich durch die Bäume des Schlossbergs und trug ihr von irgendwoher den Duft später Rosen zu. Mit aufgestützten Armen beugte sie sich über ein Mäuerchen am Wegrand und schaute auf die Stadt hinunter. Überhaupt schaute sie gern auf alles hinunter. Was man auf ihre Größe, sie maß gut einen Meter achtzig, schieben konnte, was aber eher an ihrer Einstellung lag. Alles im Blick behalten konnte man nun mal schlecht von unten. Manche hielten sie deshalb für hoffärtig, aber das juckte sie nicht. Sie steckte gern in ihrer Haut. Immer ein frischer Wind um die Nase, immer frei von der Leber weg, immer mit voller Kraft voraus. Buckeln war ihr ein Graus. Ihr Vater hatte sie deswegen selten gerügt, nur gelegentlich zur Vorsicht gemahnt.

Sie setzte sich auf eine Bank und dachte wieder an die Champagne. Damals war sie glücklich und noch gertenschlank gewesen. Inzwischen hatte sich das Glück verflüchtigt, und sie hatte etwas zugelegt. Für eine Geschäftsfrau nicht das Schlechteste, das verschaffte ihr im wahrsten Sinn des Wortes Gewicht.

Natürlich war es damals bei diesem Besuch auch ums Geschäft gegangen. Um einzukaufen, klapperte der Vater mit ihr die großen Champagnerhäuser ab: Pommery, Taittinger, Ruinart, Bollinger, Deutz, Veuve Clicquot und noch viele weitere, ihre Erinnerungen daran mehr als vage. Woran sie sich allerdings sehr genau erinnerte, war ihr erster Besuch im kleinen Champagnerhaus Vossinger in Épernay.

Schluss jetzt, befahl sie sich, als sie merkte, dass sich ihr Pulsschlag beschleunigte, und griff nach ihrer Handtasche. Sie zog den Rock glatt, wischte ein paar Fussel von ihrer Kostümjacke, scheuchte im Aufstehen

drei Tauben auf. Die flogen in Richtung Münsterturm davon, sie eilte ins Geschäft zurück. 1955 hatte sie endlich das nötige Geld gehabt, um es an alter Stelle neu aufzubauen. Das Grundstück in der Schusterstraße gehörte ihr ja. Ein Schaufenster bis zum Boden, ein großer lichter Einkaufsraum mit modernen String-Regalen, zudem schmale Stühle und ein heller Tisch aus Birkenholz. Keine schwerfällige Gemütlichkeit, sondern frische Leichtigkeit. Das alles hatte einen ordentlichen Batzen Geld gekostet, sie konnte sich das leisten.

Es ging ihr gut, sehr gut. Eigenes Haus, eigenes Geschäft, eigenes Geld, sogar einen eigenen Wagen, den sie selbst chauffierte. Wirtschaftswunder, Fleiß, Biss und Geschick, ja sicher, aber nicht nur. Bei ihr hockte keiner daheim, der nachts im Schlaf schreiend wieder an der Front lag, und erst recht keiner, der ihr vorschreiben konnte, was sie zu tun oder zu lassen hatte. Bei ihr hockte überhaupt keiner zu Hause, und das war gut so. Nur manchmal fehlte ihr das. Die Sache, die man Liebe nennt, hatte sie in ihrem Leben nämlich gründlich vermässelt. »Lass die Finger davon«, befahl sie sich wie immer, wenn sie sich nach einem Quäntchen Glück oder einem Rendezvous sehnte. Sie war einfach nicht für die Liebe geschaffen.

Ein Blick auf die Uhr. Oh, sie sollte sich beeilen. Für 14 Uhr hatte sich Monsieur Debray, der Vertreter dreier großer Champagnerhäuser angekündigt, mit dem sie seit letztem Jahr Geschäfte machte. Das würde sie auch weiterhin tun, allerdings nur, wenn er den Dobler, der vor zwei Monaten eine neue Weinhandlung eröffnet hatte, nicht belieferte. Am Rathausplatz, beste Lage. Es wurmte Henny, dass der Dreckskerl schon wieder Oberwasser hatte!

Als das Wünschen noch geholfen hat ...

Freiburg

Charles Debray hatte am Vortag abgesagt und kam nun zu spät, deutsche Pünktlichkeit lag den Franzosen halt nicht. Hennys vorwurfsvollen Blick auf die Uhr machte er mit Charme wett: *Oh, là, là*, Handkuss und Komplimente, Madame hier und Madame da, alles leicht und luftig. Trotz ihrer einundvierzig Jahre kicherte sie wie ein Backfisch. Der alte Zängerle, den sie vor zwei Jahren als Verkäufer angestellt hatte, staunte Bauklötze. »Ja, Herr Zängerle, was den Umgang mit Frauen angeht, können sich die deutschen Männer bei den Franzosen eine Scheibe abschneiden«, lachte sie, beendete dann aber schnell die Honneurs, um zum Geschäft zu kommen.

Debray radebrechte deutsch, Henny ölte ihr Schulfranzösisch, irgendwie verstand man sich. Henny, die guten Verkaufszahlen des letzten Jahres im Kopf, orderte großzügig Champagner nach. Das Wirtschaftswunder sorgte für immensen Aufschwung: Otto Normalverbraucher konnte sich ein Eigenheim, einen Fernseher und ein Auto leisten, in besseren Kreisen gehörte Champagner wieder zum guten Ton.

»Der Professor Künzle hat neulich nach einem Bollinger gefragt«, warf Zängerle ein. »Und die Frau Drescher will unbedingt einen Taittinger-Champagner.«

Auch Bollinger und Taittinger könne er besorgen, bot Debray an. »*Bien sûr.*«

Henny erkundigte sich nach der kleinsten Menge und dem Preis und orderte auch Taittinger und Bollinger. »Wer weiß! Vielleicht kommen wir in den nächsten Jahren auf die fünfzehn Champagnersorten, die mein Vater in den Zwischenkriegsjahren im Sortiment hatte«, prophezeite sie übermütig.

»Fünfzehn verschiedene?«, echote Debray höflich.

Henny nickte. »Ich kann sie Ihnen heute noch aufzählen!«

»*Mais non!*«, widersprach er.

»*Mais oui*«, hielt sie dagegen und legte los.

»Vossinger? Ihr Vater hatte Vossinger im Sortiment?« Debray war nun regelrecht elektrisiert.

Henny ohrfeigte sich innerlich, weil sie sich von einem kindlichen Stolz hatte hinreißen lassen, alle Champagner-Häuser aufzuzählen. Wieso hatte sie Vossinger nicht weggelassen?

»Vossinger stellt nur eine kleine Menge hervorragenden Champagners her und vertreibt diesen über wenige, exquisite Adressen. *Pardon, Madame*, es wundert mich, dass Vossinger in den Zwischenkriegsjahren an einen kleinen deutschen Weinhändler geliefert hat«, erklärte Debray. »Oder etwa während des Krieges? Das wäre etwas anderes.«

»Mein Vater und Georges Vossinger kannten sich«, erwiderte Henny schnell. »Vor dem Ersten Weltkrieg hat mein Vater ein Jahr bei Vossinger gearbeitet. Georges und er haben sich angefreundet.«

»*Ah oui*. Dann wissen Sie sicherlich, wie schwer gerade das Haus Vossinger im Zweiten Krieg von der deutschen Besatzung betroffen war?«

Henny machte eine undeutliche Kopfbewegung. Bloß nicht darüber reden müssen. Bloß nicht.

»Euer Reichsmarschall Göring war ein gefräßiges Ungeheuer. Ein gefräßiges Ungeheuer mit einem exquisiten Geschmack.«

Bildete sie es sich nur ein, oder klang Debrays Stimme plötzlich eisiger? Musterte er sie nicht kühler, ja regelrecht feindselig? Mit einem Schlag kamen ihr Debrays Honneurs von vorhin nur wie ein dünner Firnis aus Höflichkeit vor.

»Alle Nazis waren gierig, aber keiner war so gierig wie Göring. Kannten Sie seinen Statthalter in der Champagne? Den Weinhändler Friedrich Rohl?«

Die Ladenklingel ersparte ihr die Antwort: »Das ist bestimmt Elfie, die ihren Schlüssel vergessen hat«, sagte sie, als Zängerle aufstehen wollte. »Ich geh schnell.«

Natürlich war es nicht Elfie. Die war im Theater und präparierte die Requisiten für die Abendvorstellungen. Der unbekannte Kunde wollte zwei Flaschen Merdinger Bühl. Henny ließ sich Zeit, um den Wein in Seidenpapier einzuwickeln, sie musste sich sammeln.

Es erleichterte sie bei ihrer Rückkehr, dass Debray bereits in Hut und Mantel dastand. Zängerle reichte ihr die Bestellliste zum Unterzeichnen. Debray gab ihr einen Kugelschreiber.

»Dann kennen Sie bestimmt auch Yves, den Sohn von Georges Vossinger«, knüpfte er an ihr Gespräch an. »Vor einigen Jahren hat er den Betrieb seines Vaters übernommen. Er macht einen genauso guten Champagner wie der Alte.«

Henny war, als hätte er ihr einen Schlag in die Kniekehlen verpasst. Sie musste sich am Tisch festhalten, um nicht umzuknicken.

»Alles in Ordnung?«, fragte Zängerle besorgt, Debrays Gesicht konnte sie nicht lesen.

»Der Kreislauf.« Ihr gelang ein Lächeln. »Manchmal spielt er mir einen Streich.«

Irgendwo

»Wer bist du, Fremder?«, fragte die Frau, die neben Paul Durringer auf der Bettkante saß und mit ihrem Finger ein Fragezeichen auf seinen nackten Rücken zeichnete.

»Das willst du gar nicht wissen«, antwortete er, drehte sich um und setzte sich auf. Er hasste Fragen am Morgen danach. Während er ihr kurz übers Haar strich, fiel ihm ihr Name nicht mehr ein. Marie? Maria? Marie-Luise?

»Wo bist du zu Hause?«

Er lächelte schief und suchte neben dem Bett nach seinen Anzihsachen.

»Hältst nicht viel von Bindung, was?« Sie reichte ihm einen Socken.

»Eine große Illusion! Jeder ist allein, jeder bleibt allein, jeder stirbt allein.«

»Oh, da muss einer aber mal schwer enttäuscht worden sein.« Sie erhob sich und schlüpfte in einen Morgenmantel, der mit großen, fleischigen Blüten bedruckt war.

Das ging die Frau nichts an. »Ich muss weiter«, sagte er und stopfte das Hemd in die Hose. »Ich bin heute mit einem alten Kameraden verabredet.«

»Alte Kameraden reden immer vom Krieg. Immer noch geht es um den Krieg. Ich hasse den Krieg.«

»Ja«, bestätigte Paul. »Er verfolgt uns, wir werden ihn nicht los, obwohl er schon fast zwanzig Jahre vorbei ist. Er hat uns verdorben. Auch wenn man es äußerlich nicht bei allen sieht: Viele von uns haben etwas

abgekriegt, wie die Opfer einer Explosion.« Er schlüpfte in seine Jacke, sie brachte ihn zur Tür.

Er küsste sie zum Abschied. »Danke«, sagte er.

»Lang wirst du dieses Leben nicht mehr führen können, Fremder.« Sie strich ihm mit den Fingern durch die grauen Haare. »Du wirst alt, und mit alten Männern geht keine mehr umsonst ins Bett.«

Er griff nach dem Hut an der Garderobe neben der Tür.

»Kein Mensch glaubt, dass er alt wird. Er weiß es, aber er glaubt es nicht.«

»So ist es wohl.« Er setzte den Hut auf, wünschte ihr alles Gute und eilte dann die Treppe hinunter. Erst als die Haustür hinter ihm zuschlug, atmete er auf.

In der Kneipe, in der er gestern Abend gestrandet war, hörte er Freddy »Fährt ein weißes Schiff nach Hongkong ...« singen, das Lieblingslied von Marie-Luise. Ja, sie hieß Marie-Luise, sie bediente dort. Er war der letzte Gast gewesen, sie hatte ihn mitgenommen. So einfach ging das. Er war gut darin, den Frauen ein bisschen Nähe zu geben. Ein bisschen, mehr nicht. Nur den kleinen Finger, niemals die ganze Hand.

Es war nicht weit bis zum Bahnhof. Paul kaufte sich eine Fahrkarte nach Bonn. Der nächste Zug fuhr in zwanzig Minuten.

Bonn

Zeit, das wusste Paul, war keine gleichbleibende Maßeinheit. Es gab Jahre, die mit ihrem Gewicht andere auf ein Nebengleis schoben; Jahre, die bis ins Detail grell erleuchtet blieben, während andere im Nebel des täglichen Einerleis versanken. Die Jahre, die sich ihm eingebrannt hatten, waren die

zwischen 1940 und 1948, und fast fünf davon hatte er mit Colonel Bruno Fels verbracht.

Sie waren in Bonn verabredet, der Colonel hatte den *Königshof* als Treffpunkt vorgeschlagen. Ihre letzte Begegnung lag bereits ein paar Monate zurück. Sie bewegten sich schon lange in verschiedenen Welten, führten sehr unterschiedliche Leben, zudem trennten sie achtzehn Jahre Altersunterschied. Ihrer tiefen Verbundenheit tat dies keinen Abbruch. Der Krieg hatte sie, zwei Elsässer in der Panzerdivision von Général Leclerc, zusammengeschweißt. Sie waren sich nah wie Brüder. Wenn der eine rief, kam der andere. Das war einfach so. Und diesmal hatte der Colonel ihn gerufen.

Bruno Fels wartete auf der Terrasse des Hotels. Er saß in der Sonne und blickte auf den Rhein. *Faucon*, Habicht hatten sie ihn wegen seiner Hakennase genannt. Sie bestimmte immer noch sein Gesicht, war aber nun von vielen Falten umgeben. Er war ein 1900er, zweiundsechzig Lenze zählte er inzwischen. Er trug Zivil, konnte aber den Militär nicht verbergen. Seine hagere Gestalt steckte in einem leichten Sommeranzug, doch sein Körper strahlte immer noch die Wachsamkeit eines Kämpfers aus. Dass die linke Hand und der Unterarm nicht echt waren, merkte man erst, wenn man ihm gegenüberstand.

»*Mon Colonel*.« Er deutete einen militärischen Gruß an.

»*Mais non*«, winkte der Habicht ab und erhob sich zur Begrüßung. Sie reichten sich die Hand, und der Colonel wies ihm den Stuhl gegenüber zu. »Sieht anders aus als bei uns in Strasbourg.« Er deutete mit dem steifen, künstlichen Arm auf den Fluss. »Richtig romantisch mit all den Hügeln und Burgen dahinter.«

»Hübsch und bescheiden«, stimmte Paul ihm zu. »Wer hätte gedacht, dass das kleine Bonn Berlin als Hauptstadt ablöst?« Er setzte sich.

Der Colonel orderte Cognac für sie beide. »*Bon*, vieles wurde für unmöglich gehalten. Wer hätte gedacht, dass die Nazis Frankreich besetzen und Europa dem Erdboden gleichmachen? Niemand außer dem Général. Doch mit seinem Weitblick war er damals ein einsamer Rufer in der Wüste gewesen.«

Der Général, der Général, der Général! Wegen de Gaulle war der Colonel nach Kriegsende in der Armee geblieben, und seit der Général wieder französischer Präsident war, arbeitete er in seinem Sicherheitsstab. Sie trafen sich in Bonn, weil de Gaulle seit dem 4. September zu Besuch in der Bundesrepublik weilte. Es gehörte zu den Aufgaben des Habichts, de Gaulle wieder heil zurück nach Paris zu bringen. Diesmal auch mittels verschärfter Sicherheitsmaßnahmen, denn seit dem Algerien-Referendum im Juli herrschte Aufruhr in Frankreich, und der Terror der OAS beschränkte sich möglicherweise nicht aufs eigene Land.

»Schwieriger Besuch, *n'est-ce pas?*«

»Wenn es nur Bonn wäre, aber er muss ja herumreisen. In Köln, Düsseldorf und Duisburg hat er schon auf einem Bad in der Menge bestanden«, knurrte der Colonel. »Der Général ist stur wie eh und je. Seit dem letzten Attentat hält er sich für unverwundbar und setzt sich über jede Sicherheitsmaßnahme hinweg.«

Paul nickte. Hundertfünfzig Schüsse waren am 22. August in Paris auf den Citroën des Präsidenten abgefeuert worden. Nur der Chuzpe seines Chauffeurs war es zu verdanken, dass de Gaulle und seine Frau den Anschlag überlebt hatten.

»Stellen Sie sich vor, es passiert hier etwas«, ereiferte sich der Colonel weiter. »Ausgerechnet jetzt müssen die Idioten der OAS ihren Terror nach Europa bringen. Ein Attentat in Deutschland würde den eben begonnenen Friedensprozess um Jahre zurückwerfen. Das zarte Pflänzchen der

deutsch-französischen Freundschaft wäre zertreten, bevor es Wurzeln schlagen kann. Das würde ich mir nie verzeihen. Niemals!«

Trotz der Vertrautheit siezten sie sich, wie das unter französischen Offizieren üblich war.

»*Mon Colonel*, mein letzter militärischer Einsatz liegt siebzehn Jahre zurück«, warf Paul ein, der plötzlich den Eindruck hatte, Bruno Fels wolle ihn für seine Sicherheitsgruppe rekrutieren.

»*Mais non*, deshalb habe ich Sie nicht hergebeten, *mon camerade*.« Der Habicht schickte ein kurzes, rollendes Bauchlachen ins Feld und griff nach dem Cognacglas, das der Kellner auf den Tisch gestellt hatte. »Es geht um den 1937er Vossinger-Champagner aus dem Bunker in Berchtesgaden. Sie haben die Flasche doch noch?«

Der Champagner! Dunkel erinnerte Paul sich, wie er die Flasche 1945 in Eichingen in der hintersten Ecke von Käppers Weinkeller versteckt hatte. Der kleine Kaspar, sein Ziehsohn, hatte ihm das Versteck gezeigt.

»*Santé, cher ami!*« Der Colonel hob das Glas.

»*Santé!*«, murmelte Paul und griff nach seinem Glas. »Verzeihen Sie mein Erstaunen, *mon Colonel*, aber seit 1945 haben wir nie mehr über den Champagner gesprochen. Gibt es nach all den Jahren neue Erkenntnisse?«

Der Champagner stammte aus einer Kriegsbeute der Nazis, die ihre Einheit bei der Befreiung Berchtesgadens gefunden hatte. Paul erinnerte sich noch genau, dass diese Flasche in dem riesigen Weinlager allein in einem Wandfries gelagert war, sehr versteckt. Es war Zufall, dass er sie entdeckt hatte. Damals bat ihn der Colonel, die Flasche in Sicherheit zu bringen. All die Jahre, und sie hatten sich regelmäßig getroffen, all die Jahre hatte der Colonel den Champagner nie mehr erwähnt, und er, Paul, hatte ihn fast vergessen.

»Meines Wissens nicht«, antwortete der Colonel. »Aber endlich sind Deutschland und Frankreich bereit, ihre Erbfeindschaft zu beenden.«

»Der Champagner als Versöhnungstrunk?« Paul runzelte verwirrt die Stirn. Deswegen bestellte der Colonel ihn extra nach Bonn? Wurde der Habicht auf seine alten Tage wunderbar? Färbte es ab, dass er seine Zeit in der Umgebung eines eigensinnigen Generals verbrachte, der davon besessen war, die *grandeur* Frankreichs wiederherzustellen?

»Alles, was zu einem friedlichen Europa beiträgt, ist Champagner wert«, verkündete der Colonel.

»Natürlich«, pflichtete Paul ihm bei. Er hoffte, dass die Flasche noch da war, wo er sie gebunkert hatte. »Aber ich bezweifle, dass ein 1937er Champagner heute noch trinkbar ist. Den hätten wir 1945 saufen sollen. Der Grund, weshalb wir die Flasche damals sichergestellt haben, war doch ein anderer. Wir haben uns gefragt, warum diese eine Flasche versteckt war, und das frage ich mich bis heute. Warum?«

»Damals haben wir hinter allem eine Nazisauerei gesehen, Sie noch mehr als ich«, wischte der Colonel den Einwand weg. »Aber rückblickend sollten wir auch die simple Möglichkeit in Betracht ziehen, dass der 37er Vossinger nur versteckt war, weil der Führer ihn für ganz bestimmte Gäste vorgesehen hatte.«

»Nun ja, aber ist er heute noch genießbar?«

»Bei der Verkostung alter Champagner erlebt man immer wieder wahre Wunder. 1959 hat man beim Muscheltauchen vor Cape Cod eine Flasche Charles Heidsieck Extra Dry von 1920 gefunden, das ging damals durch die Presse. erinnern Sie sich nicht? Die Flasche war nach all den Jahren noch genießbar.«

»Schon möglich«, stimmte Paul zu. »Ausnahmen gibt es immer wieder.« Ganz zufrieden war er mit der Antwort allerdings nicht.

»Sie haben die Flasche doch kühl gelagert?«

»Ja, sicher.«

»*Alors* ... Zudem gibt es kein Getränk, das besser zu diesem Anlass passt«, fuhr der Colonel fort. »Der Champagner bringt aufs Schönste die besonderen Fähigkeiten der Deutschen und Franzosen zusammen. *Bien évidemment*, wir Franzosen haben den Champagner erfunden, aber ohne die sprachbegabten deutschen Händler hätte er im 19. Jahrhundert niemals seinen Siegeszug durch die Welt antreten können. Und 1937 war ein ganz großartiges Jahr, ein Jahr voller Hoffnungen.«

Die Erinnerung zauberte eine jugendliche Frische auf das Gesicht des Colonels. 1937, die Weltausstellung in Paris, sein Wiedersehen mit der Kölner Sozialistin Alice. Oh ja, der alte Freund hatte oft darüber gesprochen. Für den Habicht war 1937 ein Jahr mit Gewicht, ein Jahr, dessen Glanz manch dunkle Stunden erhellte. Doch bei Paul blieben leise Zweifel, ob die Erinnerungen an Alice und das Ende der deutsch-französischen Feindschaft die einzigen Gründe waren, warum er den Champagner aus seinem Versteck holen sollte.

»Ist Ihnen in Ihrer Position niemals etwas über die Flasche zu Ohren gekommen?«, hakte er nach. »Damals haben wir doch vermutet, dass sie vielleicht einen Hinweis auf weiteres Naziraubgut enthält. Sie wissen, wie viel davon bis heute verschollen ist.«

»Ich hatte die Flasche komplett vergessen«, beteuerte der Colonel. »Sie ist mir erst bei der Planung der Deutschlandreise des Général wieder in den Sinn gekommen. Endlich ein würdiger Anlass, sie zu köpfen. Ludwigsburg ist übrigens die letzte Station von de Gaulles Reise. Können Sie es möglich machen, dass wir uns am 9. September dort zur Übergabe der Flasche treffen?«

Paul zögerte.

»Ich gebe zu, es ist ein bisschen kurzfristig, aber Sie wissen, wie eingespannt ich bei diesem Besuch bin, ich hatte vorher einfach keine Zeit, mich mit Ihnen ...«

»Nein, nein«, unterbrach ihn Paul. »Das ist nicht das Problem.«

»Wo haben Sie die Flasche denn gelagert?«, wollte der Colonel wissen.

»In Kätters Weinkeller in Eichingen.«

»Oh!« Der Colonel lehnte sich überrascht zurück und legte die künstliche Hand auf den Tisch. »Sind Sie noch einmal dort gewesen, seit ...«

»Selten«, unterbrach ihn Paul, starrte auf die künstliche Hand und suchte nach einer Möglichkeit, den Wunsch des Colonels zu erfüllen. Er konnte Kaspar fragen, ob er ihm die Flasche nach Ludwigsburg bringen würde. Kaspar hatte vermutlich nichts gegen einen kleinen Ausflug. »Das lässt sich einrichten«, sagte er.

»*Très bien!* Und jetzt zu Ihnen, *cher ami*«, wechselte der Colonel das Thema. »Was machen die Geschäfte? Irgendetwas, wobei ich mit meinen Beziehungen behilflich sein kann?«

Bonn

Bahnhöfe, französische, deutsche, belgische, holländische, italienische, kannte Paul *en masse*. Er hätte Tage gebraucht, um all die aufzuzählen, an denen er ein-, aus- oder umgestiegen war. Manche Bahnhöfe waren ihm vertraut, an andere erinnerte er sich nicht mehr. Bonn gehörte zur ersten Kategorie, deshalb wusste er, wo am Hauptbahnhof die Telefonzellen zu finden waren. Er wartete, bis eine frei wurde, dann legte er eine Handvoll Münzen auf die Ablage über dem Hörer, warf eine Mark in den Münzschlitz und wählte die Nummer in Eichingen.

Kaspar meldete sich. Sehr gut. Bei Kätter würde das Gespräch viel länger dauern.

»*Salut, mon grand*«, begrüßte er ihn.

»Paul?«, fragte Kaspar vorsichtig.

»Klar, wer sonst?« Paul konnte nicht heraushören, ob in Kaspars Stimme Freude oder Misstrauen mitschwang. Wahrscheinlich beides, er hatte den Jungen oft genug enttäuscht. Jungen? Ach was, ein junger Mann war er nun, im Mai einundzwanzig geworden. Den Geburtstag hatte er vergessen, wie so oft. »Wie geht's, wie steht's?«

»Stell dir vor, die *Badische Bauernzeitung* hat in ihrer letzten Nummer drei Fotos von mir gedruckt. Die von den Mädchen aus dem Brettenbachtal, die im letzten Jahr bei der Lese geholfen haben«, berichtete er als Erstes. »Sogar ein kleines Honorar haben sie bezahlt.«

»Großartig! Ich habe schon immer gewusst, dass du ein gutes Auge hast!«

»Warum rufst du an?«

Kaspar war auf der Hut, das spürte Paul. »Bist du schon mal in Ludwigsburg gewesen?«

»Nein ...«, sagte Kaspar vorsichtig. »Das ist in der Nähe von Stuttgart, oder?«

»Genau! Du weißt, dass der Général auf Deutschlandreise ist?«

»Ich bin kein kleines Kind mehr, schon vergessen? Ich lese jeden Morgen die Zeitung, schon wegen des Kinoprogramms. Auf den Titelseiten seit Tagen immer nur de Gaulle. Erster Besuch eines französischen Staatsoberhauptes nach dem Krieg und so weiter.«

»Der Général hält am 9. September in Ludwigsburg eine Rede an die deutsche Jugend.«

»Davon habe ich gelesen«, brummte Kaspar.

»Obwohl ich im Gegensatz zu dir weder jung noch ein Deutscher bin, dürfen wir zwei bei dieser Rede nicht fehlen, *n'est-ce pas?* Es geht um Europa, *l'Europe, tu comprends?*«

»Europa«, echote Kaspar.

»Um Kleineuropa, Kerneuropa«, präzisierte Paul. »Um das Europa der Vaterländer, wie de Gaulle es nennt. Deutschland und Frankreich, das Ende der Erbfeindschaft. Das Treffen riecht nach einem historischen Ereignis. Davon kannst du später deinen Enkeln berichten.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung. Paul sah Kaspar im Flur stehen und auf den Raiffeisen-Kalender hinter dem Telefonapparat starren, auf dem Kätter wahrscheinlich wie früher den voraussichtlichen Beginn der Weinlese markiert hatte.

»Das würde ich gern, aber die Weinlese steht vor der Tür. Du weißt, wie viel man fürs Herbst vorbereiten muss. Ich muss die Tragebüten verschwellen, die Rebscheren kontrollieren und ...«

»Ach, komm schon, Kaspar! Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. So wie es aussieht, dauert es noch, bis ihr mit dem Herbst anfangt. Mit der Kätter rede ich, wenn dir das Sorgen bereitet.« Paul ließ nicht locker.

»Mit der Kätter kann ich selbst reden.«

»So sag schon Ja! Es geht ja nur um einen Tag, abends bist du wieder zurück.«

»Also gut«, stimmte Kaspar zu.

Erleichtert registrierte Paul, dass das Misstrauen aus Kaspars Stimme verschwunden war. »Du musst noch was mitbringen«, fuhr er fort. »Erinnerst du dich an die Flasche, die ich im Gepäck hatte, als ich nach dem Krieg zu euch gekommen bin? Die wir zwei ganz hinten in eurem Weinkeller versteckt haben?«

»Die einem Kameraden von dir gehört?«

»Genau! Die brauche ich jetzt. Umwickle sie erst mit Stroh, dann mit Zeitungspapier und pack sie so in den Rucksack. Sei vorsichtig, spiel nicht den Hans-guck-in-die-Luft! Sie darf dir nicht kaputtgehen. Sie ist ein Unikat.«

»Ich pass schon auf. Immer noch denkst du, ich wär ein kleines Kind.«

Ungeschicklichkeit verlor sich in der Regel auch bei Erwachsenen nicht, dachte Paul, behielt die Meinung aber für sich.

»Ich müsst halt morgen Abend schon nach Freiburg fahren und dort übernachten, wenn ich den frühen Zug nach Stuttgart kriegen will«, überlegte Kaspar laut.

»Henny hat doch ein Bett für dich, oder? *Alors*, dann bis übermorgen in Ludwigsburg am Bahnhof.«

Paul legte den Hörer auf und steckte die restlichen Münzen in die Hosentasche. Er dachte an seine Zeit in Eichingen und spürte, wie eine leichte Traurigkeit von ihm Besitz ergriff. Um sie abzustreifen, eilte er in die Bahnhofsbuchhandlung und kaufte die aktuellen *Cahiers du Cinéma*.

Wenig später saß er im Zug nach Hamburg, vertiefte sich in die Filmzeitschrift und vergaß seine Traurigkeit.

Freiburg

Henny starrte aus dem Fenster ihres Wohnzimmers auf die enge Schusterstraße, durch die zwei alte Zecher torkelten, und zündete sich eine neue Zigarette an. Der Aschenbecher auf der Fensterbank quoll schon über vor Kippen. Konnte sie Debray glauben? Lebte Yves wirklich? Oder war es wie im Mai 1948 in Baden-Baden, als sie mit Paul in den Fluren der französischen Militärregierung auf eine Bescheinigung wartete, Yves plötzlich durch den Flur eilen sah und ihren Augen nicht traute? Ein

Wunder, ein von den Toten Auferstandener, hatte ihr doch Rohl bei seinem Besuch 1944 mitgeteilt, dass Yves tot sei. Aber der große Schlaks mit den zurückgekämmten schwarzen Locken, er war es, ganz bestimmt war er es. Es gab nur wenige Franzosen, die so groß waren wie Yves. Wo immer er hinkam, fiel er auf wie ein bunter Hund. Und sie, sie zögerte, Paul neben ihr verstand gar nichts, sie zögerte, rief nicht nach Yves, sprang nicht sofort auf, um ihm zu folgen, und als sie es endlich tat, war er verschwunden. So ein großer Mann einfach verschwunden, das konnte nicht sein. Sie klopfte an Türen, fragte nach Yves Vossinger, erntete verständnislose Blicke oder ein resigniertes Schulterzucken, wurde nach seinem Dienstgrad gefragt oder ein Büro weitergeschickt. »*Un grand homme avec des boucles noires*«, so beschrieb sie ihn immer wieder, aber niemand wollte einen großen Mann mit schwarzen Locken gesehen haben. Verstört kehrte sie zu Paul ins Wartezimmer zurück, glaubte nun selbst an eine Fata Morgana, an einen Streich des Unterbewussten. Als Paul sie fragte, was los sei, murmelte sie etwas von einem Bekannten, den sie glaubte, erkannt zu haben. Paul schaute sie fragend an, sagte aber nichts weiter. Sie schämte sich in Grund und Boden. Yves war alles andere als ein Bekannter gewesen.

Im Sommer 1938 hatte alles so märchenhaft begonnen. Damals, als das Wünschen noch geholfen hatte. Zum ersten Mal sah sie Yves von der Terrasse des Weingutes aus. Georges Vossinger hatte den Vater und sie auf einen Aperitif eingeladen. Yves stand am Fenster, die Abendsonne zeichnete seine große, schlanke Figur als Schattenriss, sodass er etwas Unwirkliches, Traumhaftes ausstrahlte. Als er wenig später auf sie zutrat und ihr die Hand reichte, lächelte er. Sofort wünschte sie, Yves würde mit ihr spazieren gehen, und am nächsten Tag ging er mit ihr spazieren. Beim Spaziergehen wünschte sie, er möge wie zufällig ihre Hand nehmen,

und er tat es. Dann wünschte sie, er möge ihr nachjagen, sie fangen, sie umarmen, sie endlich küssen, und all das geschah. Beim Abschied glaubte sie tausend Tode zu sterben, aber da sie leben wollte, wünschte sie, er möge ihr bis zu ihrem Wiedersehen unendlich viele Liebesbriefe schreiben, und das tat er.

Nach einem viel zu kurzen Treffen in Paris im Herbst 1938 rückte im August 1939 ein erneutes Wiedersehen endlich in greifbare Nähe. Yves und Georges Vossinger reisten wie ihr Vater zum Internationalen Weinkongress nach Bad Kreuznach. Danach wollten die Vossingers mit ihm nach Freiburg kommen und ein paar Tage bleiben. In seinem letzten Brief hatte Yves angedeutet, er würde ihr einen Antrag machen. Natürlich würde sie annehmen! Während sie die Betten für die Gäste bezog und überlegte, welches Kleid sie an diesem großen Tag tragen würde, gaukelte Reichsbauernführer Walther Darré den Kongressteilnehmern vor, sich für die Verständigung friedliebender Völker einzusetzen, derweil Hitler mit seinen Generälen bereits den Überfall auf Polen plante. Als die deutschen Truppen am 1. September in Polen einmarschierten, wurden alle französischen Teilnehmer der Winzertagung sofort nach Hause gerufen. Ihr Vater kehrte tief besorgt über die politische Entwicklung und ohne Yves nach Freiburg zurück. Zwei Tage später erklärte Frankreich, zusammen mit Großbritannien, Deutschland den Krieg.

Es blieb Henny nichts anderes übrig, als wieder zu schreiben. Doch es wurden keine Briefe mehr nach Frankreich verschickt. Korrespondenz mit dem Feind war verboten. Wie betäubt lief sie durch Freiburgs Straßen und wartete in den Tagen nach dem Kongress vergeblich auf Nachrichten aus Épernay. Auch Briefe aus Frankreich kamen nicht mehr an. Davor hatten sie sich wöchentlich geschrieben. Immer donnerstags kam ein Brief von Yves – wehe, er kam erst samstags! –, und sie schickte ihre Briefe immer

dienstags ab. Und nun, von einem Tag auf den anderen, nichts mehr, nicht das kleinste Lebenszeichen! Wochenlang irrlichterte an Donnerstagen die Hoffnung auf, dass doch Post von Yves käme, und verwandelte sich dann in tiefe Traurigkeit. Ein paar Wochen später erkundigte sie sich vorsichtig bei Doktor Kühnle, einem vertrauenswürdigen Kunden aus dem Universitätsbereich, der wie viele Professoren und Doktoren mit ausländischen Kollegen korrespondierte, nach Möglichkeiten der Kontaktaufnahme. Er riet ihr, es über das Reisebüro Thomas Cook zu versuchen. Also schickte sie einen Brief über Thomas Cook, doch der blieb unbeantwortet. Dann noch einen und noch einen.

Es dauerte, bis sie verstand, dass der Krieg sie jeder Form des Kontakts zu Yves beraubte, dass die erhoffte Verlobung nicht stattfinden würde, bestenfalls auf unbestimmte Zeit verschoben war. Ihr Leben, so wie sie es sich erträumt hatte, löste sich in Luft auf. Sie, die tatkräftige, fröhliche, immer vorwärtsstürmende Henny war plötzlich bleibeschwert. Sie schleppte sich durch die Tage, weinte nachts die Kissen nass und wünschte nichts sehnlicher, als dass der Krieg bald zu Ende ginge.

Aber das Wünschen half nichts mehr, und die bittere Erkenntnis, dass die Zeiten, in denen das Wünschen noch geholfen hatte, im Leben knapp bemessen waren, traf sie wie ein Schlag in den Magen.

Eichingen, Kaiserstuhl

In ihrem Weinberg auf der Steinalde probierte Kätter Köpfer ein paar Trauben und wusste schnell, dass es noch ein paar Tage dauern würde, bis sie mit der Lese beginnen konnten. Ein paar mehr Grad Öchsle täten dem Wein schon gut. Als die Kirchturmuhre sechsmal schlug, machte sie sich auf den langen, beschwerlichen Heimweg. Sie hätte nichts dagegen, wenn es

mit der Flurbereinigung am Kaiserstuhl endlich losging. Da ein Äckerle, dort ein Äckerle und dazwischen noch ein halbes Ar Feld. Immer musste man von einem zum anderen rennen, und in ihrem Alter waren die Füße nicht mehr so schnell. Aber natürlich wusste sie, dass das nur ein frommer Wunsch war. An nichts hing der Bauer so sehr wie an seinem Land. Wenn also Land getauscht, zusammengelegt oder wie geplant terrassiert werden sollte, würde das ein großes Palaver und ein noch größeres Geschacher geben, und es würde dauern.

Bald tauchte ihr Heimatdorf auf. Eichingen lag in einer Senke mitten in den Weinbergen. Die Häuser gluckten eng beieinander, die roten Dächer schimmerten kupfern im Abendlicht. Von der mächtigen Eiche auf dem Dorfplatz stob ein Schwärm Krähen auf, der Hahn auf dem Kirchturm drehte sich. Aus der Ferne könnte man meinen, Eichingen wär der schönste Platz auf Gottes weiter Erde, aber wie überall auf der Welt gab es auch hier Freud und Leid und Händel und Zank sowieso.

Jesses, jetzt aber, dachte Kätter, als die Uhr halb sieben schlug. Ihr Tagewerk war noch nicht geschafft, sie beschleunigte ihre Schritte. Es ging ja zum Glück bergab. Zu Hause angekommen, sperrte sie die Hühner in den Stall, fütterte die Sauen und stellte den Katzen ein Schälchen Milch hin. Dann holte sie einen Krug Wein und eine Speckseite aus dem Keller und ging ins Haus.

In der Küche hing der Duft früher Herbstäpfel, ein Korb davon stand auf der Bank. Schon seit Tagen wollte sie Apfelmus einkochen, hatte es aber noch nicht geschafft. Sie schaffte einfach nicht mehr so viel wie früher. Mit Bedacht schnitt sie eine Scheibe Speck ab und teilte diese in winzige Streifen, von denen sie jeweils einen auf den Messerrücken schob und dann in den Mund steckte. Draußen fegte ein heftiger Windstoß durch den Nussbaum und ließ die ersten Walnüsse zu Boden prasseln.